

LEBEN IM JUNGEN ISRAEL

1. das Traumschiff
2. Sind das alles Juden?
3. Einfaches Leben
4. Pessach mit Eipulver
5. Vor Gericht
6. Kibbuzleben
7. Russland bricht Beziehungen ab
8. Maabara
9. Kinderhandel
10. Ultralinks und orthodox
11. Eine Portion Eiskaffee
12. Sinaikrieg
13. Sozialstaat, die Gewerkschaft, Guten Tag Herr Doktor
14. Kunst und Kultur
15. Beilinson Hospital, dein Sohn hat Grübchen
16. Jerusalem
17. Der 6-Tage-Krieg
18. Euphorie der Freiheit

1. Das Traumschiff

An einem sehr kalten, trüben Tag ende Februar machten wir uns auf nach Israel, mein Mann, unsere 11/2 jährige Tochter Tamar, die 8jährige Jeanette, Tochter einer Bekannten, die wir zu ihren Verwandten in Israel bringen sollten, und ich. Eine Menge Leute begleiteten uns auf dem Berner Bahnhof zum Zug nach Marseille, Freunde, Bekannte, auch Leute, die wir nicht kannten und viele mit einem Päckchen in der Hand – leider nicht für uns, sondern für Verwandte in Israel.

In Marseille bestiegen wir die Kedma, ein israelisches Schiff.

Die Kedma war eines der beiden Schiffe, die Israel damals besass, das andere hiess Negba. Es seien neu aufgemöbelte, alte Dampfer, die Israel von den Griechen abgekauft hätten, munkelte man..

Ein unglaubliches Gefühl: Ein jüdisches Schiff, ein jüdischer Kapitän, jüdische Matrosen, jüdische Stewards, koscheres Essen, man sprach Iwrith, das ich damals allerdings noch nicht verstand.

Es war eine stürmische Überfahrt. Sie dauerte 10 Tage anstatt 4. Seekrank waren wir nur am Anfang. Je stürmischer das Meer, je heftiger die Wellen gegen die Planken schlugen, desto stärker wuchs in mir ein Hochgefühl des Glücks und der Freude, einem ungeheuren Abenteuer entgegenzufahren. Ich stand viel auf Deck, die kleine Tami auf dem Arm, oft ein junger Vater aus Marokko genau so begeistert neben mir, einen kleinen Buben auf dem Arm, einen andern an der Hand, der eine hiess Herzl zum Vornamen, der andere Weizmann. Hätte er noch einen Sohn gehabt, wäre sein Vornamen wohl Ben Gurion gewesen.

Die meisten Passagiere waren wie wir jung und enthusiastisch und mit wenigen Ausnahmen, wie mein Mann, Neueinwanderer. Einige ältere Passagiere, meistens Frauen, kehrten von einer Europareise nach Israel zurück. Seltsamerweise redeten diese dauernd vom Essen, beklagten sich über die Lebensmittelknappheit in Israel und tauschten eigenartige Kochrezepte aus - wie man aus Backhefe Speisen zubereiten konnte, die wie gehackte Leber schmeckten, aus Zucchini Kompott kochen usw. Mir kam das seltsam vor, war doch das Essen auf dem Schiff direkt feudal. Es gab Leckerbissen auf dem Schiff, die ich vorher gar nicht kannte – Oliven, köstlicher, in Oel eingelegter Fisch, der hiess Lakerda. Im Speisesaal bedienten uns tadellos geschulte Kellner in Kellneruniform. Unser Kellner war besonders aufmerksam und charmant. Mein Mann verdächtigte ihn, dass er in mich verliebt sei. Ich fragte den Kellner, woher er stamme. "Aus Rumänien, aber ich bin kein Dieb".

???? Ich wurde aufgeklärt:

Den Juden aus Rumänien wurden lange Finger nachgesagt. Galizianer galten als Drehköpfe, Perser als geriebene Händler, Deutsche, die Jekkes, als übertrieben genau und ohne Humor. Sie verstünden die eigenen Witze nicht. Nur die russischen Juden galten als die eigentliche Elite im Land, die Veteranen, die Pioniere und Kulturträger.

2. Sind das alles Juden?

Wir landeten im Hafen von Haifa. Empfangen wurden wir mit der Hatiqua aus dem Lautsprecher. Eine Stimme hiess uns willkommen als Brüder und Schwestern. Ich war aufgewühlt, konnte die Tränen kaum zurückhalten. Zollbeamte kamen an Bord, einer davon war Schwiegerpapas Cousin Ludwig. Jüdische Zollbeamten...! Was wir mitgebracht hätten? Wir erzählten ordnungsgemäss: einen Kühlschrank, Marke Frigidaire; einen Kochherd, Marke Jura. Ich glaube, die Fragen der wohl noch unerfahrenen Zollbeamten waren rein formell. Wir mussten nichts verzollen.

Im Hafen erwarteten uns die Schwiegereltern, mein Onkel Josef und seine Frau Wila, Schwiegervaters Kusine Rega und ihr Mann Salomon. Die waren schon in den 30er Jahren eingewandert. Jeanette wurde von Tanten abgeholt. Salomon lud uns in sein Auto und brachte uns in die Wohnung der Schwiegereltern in der Herzlstrasse. Unterwegs fielen mir junge Burschen auf, die mit beschwörenden Handbewegungen das Auto aufzuhalten versuchten, Wollten sie uns vor einer Gefahr warnen? Lauerten bewaffnete Araber im Hinterhalt? Nein, nein, es seien Autostopper, die mitgenommen werden wollten. In einer Ecke stand ein Mann und schrie: „Idiooot, Idiooot!...Ein Verrückter? Oder einfach ein grober, unbeherrschter Mensch? Nein, nein...!Ein Zeitungsverkäufer, der seine Zeitung, die Jedioth chadaschot, die neuesten Nachrichten, ausrief.

Und sind das alles Juden? Blonde, hellhäutige, hoch gewachsene, nordische Typen, west – mitteleuropäisch Aussehende, eher kleine, schwarzhäutige, dunkelhäutige Orientalen...

Was war mit Hitlers Rassentheorie?

3.Einfaches Leben

Meine Schwiegereltern wohnten in zwei Zimmern mitten in der Stadt. Das war Luxus in jener Zeit. Viele Familien hatten nur ein Zimmer, reiche Leute hatten drei. Zahnärzte und Ärzte ordinierten in einem Zimmer, ein Zimmer war für die Kinder, ein drittes für die Eltern. Tagsüber wurde das Ehebett irgendwie zur Wand gehoben mit einer Decke abgedeckt und so das Zimmer zum Wohnzimmer umfunktioniert. Man kochte und backte auf einem Petrolkocher, ein grösserer stand auf dem Balkon und wurde zum Kochen der Wäsche verwendet. Darauf konnte man sogar in einem Blechtopf, genannt „Wundertopf“, einen Kuchen backen. Trotz der Enge und den primitiven Verhältnissen schafften es die Leute, Neueinwanderer aus der Familie bei sich aufzunehmen, bis sie eine eigene Bleibe hatten. Mama Genia, meine Schwiegermutter, war ein Beispiel dafür.. Sie konnte bis zu sechs Menschen aufnehmen und für jeden eine Schlafecke herrichten, für sich selbst richtete sie auf zwei Stühlen eine Art Bett in der Küche.

Am ersten oder zweiten Tag nach unserer Ankunft ging ich durch die Stadt Haifa auf der Suche nach der Post, um die vielen mitgegebenen Päckchen aufzugeben, was sich als gar nicht so einfach herausstellte. Nach altem englischem oder vielleicht sogar noch türkischem Gesetz mussten die Päckchen versiegelt werden. Irgendwo trieben wir Siegelack auf. Wie bei einer heiligen Handlung standen wir um Papa Roman, meinen Schwiegervater, herum und beobachteten, wie er den roten Siegelackstift an einer Kerze erhitzte, auf die Päckchen tropfen liess und schliesslich ein Petschaft mit seinen Initialen, das er aus Deutschland mitgebracht hatte, darauf drückte.

Mir fiel auf, dass die meisten Geschäfte leer waren. ausser denen, die ich als Antiquariate ansah. Davon gab es an jeder Ecke eines, mit schönen Porzellanservicen, allerlei Silberwaren, kostbaren Vasen und Nippsachen, alles Dinge, die Neueinwanderer mitgebracht hatten und zum Kauf anboten. Zu Mama Genia's Enttäuschung brachten die Verwandten und Bekannten, die die Schwiegertochter aus der Schweiz und das Enkelkind sehen wollten, als Geschenke Touristenandenken mit, Briefbeschwerer, Aschenbecher, Federhalter, Kerzenständer – alles aus Bronze, rot und blau emailliert und mit Davidstern. Warum nicht lieber einen Topf, eine Pfanne, einen Besen oder sonst was Nützliches? fand Mama Genia. Ein Geschenk gefiel mir wirklich: Eine runde, rote Blechschachtel mit rosa und gelben Bonbons. Aus den Bonbons machte ich mir nichts. Aber rund um die Schachtel war ein bunter Reigen aufgemalt, da tanzten ein Kibbuznik in kurzen Hosen, ein Jemenite in bunter Kleidung, eine Bäuerin mit Kopftuch, ein chassidischer Jude mit Schläfenlocken und Pelzhut, eine Jeminitin in langen Hosen und bunten Kleidern. Sie hielten sich an der Hand und tanzten fröhlich und in Eintracht zusammen.

4. Pessach mit Eipulver

Es fehlte wirklich an allem damals, vor allem an Nahrungsmitteln. Den Grund erfuhr ich später: die Landwirtschaft produzierte noch zu wenig und der junge Staat wurde dem raschen Bevölkerungszuwachs durch die vielen Neueinwanderer nicht gerecht. Tante Wila brachte für die kleine Tami ein paar Kartoffeln und Tomaten aus ihrem Garten.

Es war kurz vor Pessach, dem Osterfest, zum Gedenken an den Auszug von Ägypten. Dabei darf nichts Gesäuertes gegessen werden, also z.B. Brot und alles, aus welchem Brot hergestellt werden kann. Ein wichtiger Teil der Nahrungsmittel sind dann Eier, einerseits als Nahrungsmittel, andererseits auch als Symbol. Das Ei ist rund, es hat keinen Anfang und kein Ende wie die Ewigkeit, wie Gott der Ewige, der das jüdische Volk aus der Knechtschaft in Ägypten geführt hat. Aber es gab kein Ei, alle Nahrungsmittelvorräte, es waren nicht viele gewesen, hatten die Eltern für unsern Empfang gesammelt und sie waren aufgebraucht. Es gab kein einziges Ei zu kaufen, und wie soll man Gott mit Eipulver preisen?

Man musste halt, Gott hat es sicher verziehen.

5. Vor Gericht

Kurz nach unserer Ankunft wurde mein Mann zur Arbeit einberufen. Er erhielt einen offenen Jeep und hatte 4 Kibbuzim im Jordantal als Arzt zu betreuen. Ich erhielt noch keinen Aufruf, den Grund dafür erfuhr ich zwei Wochen später. Da wurde ich vor ein Amt gerufen, mein Schwiegervater begleitete mich. Wie alle Regierungsämter damals war es neu geschaffen, besetzt mit Leuten noch ohne Erfahrung und spezieller Schulung. Das Amt befand sich auf einer Etage eines Wohnhauses mitten in der Stadt. Wir betraten einen kahlen Raum, als Schmuck hing an der Wand ein Bild von Herzl und eines von Weizmann, der damals der erste Staatspräsident von Israel war. An einem langen Tisch mit abgewetztem Kunststoffbelag sassen sechs Männer, oben und unten je einer und auf der einen Seite vier. Ihnen gegenüber auf der andern Seite sassen wir, mein Schwiegervater und ich auf alten, schwarzen Eisenstühlen.

Ich wusste nicht, worum es ging. Ich verstand kein Wort. Bis auf einen machten die Männer strenge Mienen. Plötzlich kam mir der Gedanke, ich sei vor Gericht geladen. Wofür war ich angeklagt? Verdächtigte man mich gar, ich sei eine Spionin? Die Männer redeten lebhaft und sahen mich streng an. Nur einer, am oberen Tischende, blickte freundlich zu mir und widersprach offensichtlich den Anschuldigungen. Das muss mein Verteidiger sein, dachte ich. Warum aber sass mein Schwiegervater so schweigend und mit gesenktem Kopf da und sagte nichts zu meiner Verteidigung? Verdächtigte auch er mich? Nach etwa einer Stunde – oder war es weniger, mich dünkte es unendlich lang - war der Spuk zu Ende. Mein Verteidiger sah mich strahlend an und drückte mir herzlich die Hand. Auch die andern Männer sahen jetzt freundlich aus und riefen mir „Masaltow“, „Viek Glück“ zu. Auf dem Heimweg erklärte mir Papa Roman, mein Schwiegervater, um was es sich gehandelt hatte. Da ich Neueinwanderin

war, wurde die Frage erörtert, ob ich Militärdienst zu leisten hatte. Fünf der Männer des Gremiums waren strikt der Meinung gewesen, ich müsste gleich als Soldatin meine Pflicht als Israelische Bürgerin tun. „Aber sie hat doch ein kleines Kind“, hatte mein Verteidiger als Gegenargument angeführt.“ Und dann als Hauptargument:“ Als Ärztin im Jordantal wird sie ja bereits an der Grenze stehen!“

Der Staat Israel war damals noch keine 4 Jahre alt und hatte noch keine eigene definitive Gesetzgebung. Für Vieles galten die alten britischen, z.T. sogar türkischen Gesetze. Aber spezifische, für den Staat Israel ausgerichtete Gesetze, z.B. Wehrpflicht der Frauen, waren noch nicht richtig konstituiert. Vielleicht war ich gerade eines der ersten Objekte, an welchem man sich für ein solches Gesetz orientierte.

6..Kibbuzleben

Nachdem meine Wehrpflichtigkeit als Neueinwanderin abgeklärt worden war, wurde ich ebenfalls als Kibbuzärztin aufgeboten. Ich fuhr mit dem Bus nach Maos Chaim, einem Kibbuz unterhalb Beth Schaan, wo wir wohnen und von dort aus benachbarte Siedlungen ärztlich betreuen sollten. Die Fahrt durch das fast noch unbebaute Jordantal in seiner Frühlingspracht, vorbei an Karpfenteichen der Kibbuzim, an welchen exotische, bunte Wasservögel hausten, war einfach zauberhaft. Ich schrieb nach Hause in Bern:“ Jetzt weiss ich, wo der Garten Eden lag!“ Das Arzthaus, in welchem im Brief der Gewerkschaft, die uns als Ärzte angeheuert hatte, die Rede gewesen war, erwies sich als zwei kleine Zimmer einer Holzbaracke neben zwei andern in welchen Kibbuznikim wohnten, einer angehängten, winzigen Küche und einer ebenso winzigen Duschkabine, die ein wenig ausserhalb lag. Die Dusche hatte die unangenehme Eigenschaft, den Wasserstrahl plötzlich zu unterbrechen, gerade nachdem man sich eingeseift hatte. Ebenso plötzlich kam der Wasserstrahl wieder, nachdem man sich resigniert wieder angezogen hatte. Nackt konnte man die Duschkabine wegen ihrer Entfernung von unserer kleinen Villa ja nicht verlassen.

Die Verpflegung im Kibbuz war besser als in der Stadt, besonders den Kindern fehlte es an nichts. Aber für eine junge Frau aus Bern war die Nahrung ungewohnt und auch die abgeschlagenen Blechteller und der Kolboinik, eine Art Abfallkübel mitten auf dem Tisch.. Es gab Gurken, Tomaten, Zwiebeln am Morgen, Gurken, Tomaten, Zwiebeln am Abend mit Brot, das innen teigig war. Kalman, der Bäcker, ein ehemals wohlhabender Kaufmann aus Deutschland, war ein sehr sympathischer Mann, und man verzieh ihm seine nicht ganz perfekte Backkunst. Zum Mittag gab es Teigwaren und gekochtes Gemüse, sehr oft Kürbis, zum Dessert ein süsses, rotes Gelee, das ich nur am Anfang essbar fand. Kein Wunder, dass die Kilos von mir nur so abfielen, und Salomon, ein Cousin von Papa Roman, mir den Übernamen Brettchen verpasste. Tami unsere Tochter, wohnte mit Gleichaltrigen im Kinderhaus. Sie war dauernd krank und sah erbärmlich aus, „wie ein Kind aus dem Konzentrationslager“, stellte eine

nicht sehr sensible Frau fest. Nachts ging ich mehrere Male ins Kinderhaus, um nach dem Kind zu sehen. Das war nicht ungefährlich. Eindringlinge aus Ägypten und Jordanien, so genannte Fedayin, Vorläufer der späteren PLO, stahlen die aufgehängte Wäsche und schossen herum. Einem Kibbuznik im benachbarten Kibbuz Kfar Ruppin wurde der Unterkiefer weggeschossen. Meine erste Begegnung mit einem Araber fand statt, als ich das erste Mal den Speisesaal des Kibbuz betrat. Da sass ein jüngerer, in seiner arabischen Kleidung mit der Kefijeh, dem rotweiss gewürfeltem Kopftuch und schwarzer Stirnrolle recht romantisch aussehender Mann am Tisch. „Das ist unsere Hausspion“, wurde er mir vorgestellt. Hausspion??? Nun ja, seine Brüder stehlen die Kühe und er verrät, wo sie sind. So verdient er sich sein Essen und ein wenig Geld.

Mir gefiel das Leben im Kibbuz, die soziale Gleichheit, dieselben Rechte und Pflichten für jeden. Das war schon seit der Kindheit mein Traum gewesen. Ich fand ganz wunderbare Menschen dort, echte Idealisten, die die Härte des damaligen Kibbuzlebens, die schwerste Arbeit in einem Klima, wo die Hitze mit 43 Grad im Zimmer an normalen Sommertagen geradezu infernalisch war, den Kampf mit Malaria und andern tropischen Krankheiten auf sich genommen hatten. Wovon ich am meisten beeindruckt war: sie hatten fast ganz auf ein Privatleben verzichtet, dies gaben sie fast bis aufs intimste Detail der Gemeinschaft preis.

Die Kinder wurden abends aus dem Kinderhaus geholt und verbrachten ein paar Stunden mit den Eltern und Geschwistern. Nachdem sie von ihren Eltern ins Kinderhaus zurückgebracht und schlafen gelegt worden waren, versammelten sich die alle Kibbuzmitglieder, die Chawerim, im Speisesaal, die Frauen meistens mit einem Strickzeug bewaffnet, und besprachen die anfallenden Probleme. Ich durfte dabei sein und staunte. Da wurden Fragen gestellt, ob das Budget des Kibbuz, einer Frau, die nicht schwanger werden konnte, den Besuch bei einem Spezialisten erlaubte. Oder, ob das kleine Mädchen, das von seiner Grossmutter ein Goldkettchen erhalten hatte, dieses tragen durfte, wo doch die andern Kinder keines hatten, oder ob eine Chawera, die ein Kibbuzmitglied aus Ungarn als Frau mitgebracht hatte, ausnahmsweise einen Lippenstift und ihre eigenen eleganten Kleider tragen durfte – das waren ihre Bedingungen gewesen, um im Kibbuz zu leben. Oder ob ein anderes Kibbuzmitglied ein Auto, das er von Verwandten im Ausland geschenkt bekommen hatte, behalten dürfe. Ja, wenn er es bei Bedarf dem Kibbuz zur Verfügung stelle.

Heirat im Kibbuz.

Der Kibbuz bestand 15 Jahre, als wir dort waren. Bis dahin war noch keine einzige Hochzeit gefeiert worden. Hatte ein Paar beschlossen, zusammenzubleiben, erhielt es ein gemeinsames Zimmer und war froh, wenn es nicht einen ledigen Mitbewohner bekam. Von Zeit zu Zeit wurden vier Männer und vier Frauen, die nicht unbedingt zusammen gehörten, mit 4 Eheringen zum Rabbiner geschickt, der die Eheschliessung formell vollzog. Es kam vor, dass sich die richtige Braut gerade im Gebärsaal befand. Zu unserer Zeit wurde die

erste richtige Hochzeit gefeiert und zwar zwischen zwei jungen Neueinwanderern aus Rumänien, die darauf bestanden hatten. Sie wurden nach alter Tradition unter einem Baldachin im Freien getraut, der Bräutigam zerstampfte nach altem Brauch ein Glas. Es gab ein gutes Essen mit Fisch, Kuchen und Früchten, übrigens die besten Trauben, die ich je gegessen habe. Zu meinem Erstaunen sangen die Chawerim, absolut antireligiöse Sozialisten, fromme Lieder aus Gebeten wie: „Taher libeinu, l'owdecha beemeth“ dh. Läutere unsere Herzen um Dir in Wahrheit zu dienen. Da wurde mir klar, dass Religion und Tradition zwei verschiedene Dinge sind.

7. Russland bricht Beziehungen ab

Eines Tages kam Uri Brenner, der Sohn des berühmten Schriftstellers Chaim Brenner, völlig verstört zu uns ins Zimmer.

„Die Russen haben die Beziehungen zu uns abgebrochen“, erzählte er atemlos. Zur selben Zeit wurden damals in Russland eine Anzahl jüdischer Ärzte zum Tode verurteilt. Sie sollen Stalin vergiftet haben, der tatsächlich kurz darauf starb. Für die Kibbuznikim war dies ein schwerer Schlag, ja sogar ein Schock. Russland, die Mutter des Kommunismus, die Mutter ihres Ideals hatte sie verraten.

Warum die Sowjetunion die Beziehungen abbrach? Es mögen zwei Gründe gewesen sein.

1. wurde Israel kein sozialistischer Vasallenstaat der Sowjetunion, wie sie es sich erhofft hatte, nachdem sie von den Ersten in der Uno war, die der Gründung von Israel zugestimmt hatte
2. Sie konnte sich Ägypten zuwenden, damals unter Nasser als Ministerpräsident, und sie half ihm eine Streitmacht gegen Israel aufzubauen. Im 6 -Tage-Krieg nahm Israel russische Offiziere gefangen, die mit Ägypten gekämpft hatten.

Die offizielle Begründung für den Beziehungsabbruch war: Zionistische Umtriebe.

Einmal kam Mosche Dajan zu Besuch in den Kibbuz. Er hatte gerade die Militäarakademie in England absolviert. Meine Iwrithkenntnisse waren noch sehr mangelhaft, ich verstand kein Wort von dem, was er erzählte. Zudem hatte ich gerade einen furchtbar schmerzenden Zahn. Lange assoziierte ich darum Dajan mit Zahnschmerzen. Später, als er Landwirtschaftsminister wurde -die länglichen, fleischigen Tomaten wurden nach ihm benannt- hatte sich die Ernährungslage gebessert. Es gab sogar Kartoffeln und wenn ich mich recht erinnere, ass ich damals den ersten Apfel, den mir ein Patient mitbrachte. Ob Dajan dafür verantwortlich war, weiss ich nicht genau. Jedenfalls war er mir von da an sympathisch. Dajan stammte aus Nahalal, einer Landwirtschaftssiedlung. Ich kannte seine Familie als Patienten.

8. Maabara

Mein Arbeitsbereich bestand aus zwei Kibbuzim und zwei Maabaroth. Letztere waren Übergangslager für Neueinwanderer. Sie wohnten in Blechhütten, die im Sommer unerträglich heiss waren, im Winter nass und sumpfig vom eindringenden Regen. Meinen ersten Arbeitstag begann ich in einer Maabara, die hiess Parwana. Dort waren vor allem Einwanderer aus Marokko untergebracht. Ein Jeep brachte mich dorthin. Das Behandlungszimmer befand sich in einer Baracke. Davor standen eine Menge Leute, vielleicht 50 oder mehr. „Worauf warten diese Menschen“, fragte ich Naim, den Sanitäter, ein kleiner, dunkelhäutiger, u.a. auch englisch sprechender junger Mann aus Irak, der mir als Assistent und Übersetzer zur Seite stand. „Auf dich natürlich“, war seine lapidare Antwort. Mir wurde bange.

Der erste Patient hielt seinen Finger an die Schläfe und machte Brrrrr.... Hatte der Mann Geräusche im Kopf.? War das evt. Ein Fall von Menière ? Ich machte mich daran, einen ausführlichen neurologischen Status aufzustellen. Doch Naim wurde unruhig. Ich sollte unbedingt den nächsten Patienten ansehen. Der hielt den Finger an seine Schläfe und machte Brrrrr...

Noch ein Fall von Menière? Nun, die Medizin kennt das Phänomen der Duplizität der Fälle. Das heisst eine seltene Krankheit tritt zufällig doppelt auf. Als der dritte Patient seine Symptome wieder mit Brrrr.. vorstellte, mischte sich Naim ein. „Excuse me“, sagte er höflich, „These men have headaches, They just want some tablets against it.“

Da waren noch andere Krankheitsbilder, von denen in meinen Lehrbüchern nichts geschrieben war und bei deren Diagnose Naim behilflich war. Da klagte z.B. ein Mann über Leibschmerzen, nachdem er „Ben Gurion- Reis“ gegessen habe. Es handle sich, erklärte mir Naim, um Teigwaren in Form von Reiskörnern. Die Leibschmerzen dieses Patienten waren vielleicht psychosomatisch, die Aversion gegen diese Teigwaren eigentlich gegen die Israelische Regierung unter Ben Gurion gerichtet aus Enttäuschung über das elende Leben in der Maabara. Es war ein elendes Leben, obschon sich die Regierung alle Mühe gab. .

9. Kinderhandel?

In der andern Maabara, Maabara Ein Hanaziw, befanden sich Neueinwanderer aus Jemen. Die Familien waren kinderreich und unterernährt. Eine von der Regierung neu geschaffene Einrichtung waren grün gekleidete Sozialarbeiterinnen, man nannte sie die „grünen Schwestern“ Diese kümmerten sich hier um die Neueinwanderer. Eine kam verzweifelt zu mir gelaufen: „Doktor, tun Sie etwas, die Babys sterben wie die Fliegen!“ Ja, was sollte ich tun?!. Ich schickte die ausgetrockneten Babys ins Bezirksspital nach Afula,, wo sie mit Infusionen meistens gerettet werden konnten. Es stellte sich heraus, dass die Kinder mit der Nestlé Säuglingsmilch Eledon ernährt worden waren, aber nicht als Milch verdünnt, sondern als Brei zubereitet.

Die jemenitischen Juden hatten damals keine Familiennamen, so wusste man im Spital oft nicht, zu wem die Kinder gehörten. Zudem wurden manche Kinder nicht abgeholt, vielleicht hatten die Eltern kein Geld für den Autobus oder wussten nicht, wann und wie man ins Spital nach Afula fährt. Vor einiger Zeit meldete sich eine Amerikanerin, deren Erzählung einen Skandal auslöste. Sie sei als Säugling adoptiert worden und sie behauptete, dass sie ihren jemenitischen Eltern aus dem Spital als tot gemeldet worden war, um sie einem kinderlosen Ehepaar zur Adoption zu übergeben. Wenn ich zurückblicke, kann das durchaus der Fall gewesen sein, aber wohl nicht aus böser Absicht, sondern wegen der Situation damals, der Unordnung durch die fehlenden Namen der Säuglinge, die z. T. verwechselt z.T nicht abgeholt wurden.

Mit heutigen Bedingungen verglichen war das Leben in diesen Übergangslagern fast unerträglich. Und doch muss man rückblickend die Anstrengungen der damaligen jungen und unerfahrenen Regierung anerkennen, die Neueinwanderer, die in Scharen kamen, aufzunehmen, ihnen vorläufige Überlebensbedingungen, Unterkunft, Nahrung, ärztliche Betreuung zu schaffen,

10. Ultralinks – Orthodox

Die beiden Kibbuzim, die ich zu betreuen hatte, waren *Schluchoth und Reschafim*. *Schluchoth* war fromm, *Reschafim* ultra links, Doch bestand gute Nachbarschaft zwischen den beiden Kibbuzim, sie benützten die landwirtschaftlichen Maschinen gemeinsam und halfen sich aus, wenn Not an Mann war, z. B. auch beim Transport ihrer Ärztin in Notfällen. Nicht immer stand ein Jeep zur Verfügung, da wurde ich auf der Plattform eines Traktors oder auf der Ladefläche eines Pferdewagens transportiert. Einmal warf das Pferd den Wagen um und mich in den Schlamm einer Wasserleitung, die neu errichtet wurde,

Im Kibbuz hielt man am Anfang nicht viel von meiner ärztlichen Kompetenz. Kein Wunder! Ich war jung, sah jung aus und hatte zwar ein glänzendes Staatsexamen hinter mir, aber tatsächlich sehr wenig praktische Erfahrung. Heute noch frage ich mich, woher ich den Mut und die Keckheit hernahm, dort als Ärztin zu praktizieren. Irgendwie gewann ich dann doch das Vertrauen der Kibbuznikim, und es entwickelte sich sogar ein freundschaftliches Verhältnis. Beide Seiten bedauerten es dann, als ich nach einem Jahr nach Afula zur Ausbildung als Augenärztin versetzt wurde.

11. Eine Portion Eiskaffee.

Am Anfang war ich begeistert gewesen vom einfachen, ja harten Kibbuzleben, vor allem wegen der wunderbaren Menschen dort. Doch nach einigen Monaten wurde aus meiner Begeisterung Verzweiflung. Die Hitze war unerträglich. An gewöhnlichen Tagen zeigte das Thermometer im Zimmer 43 Grad, in der Nacht sank die Temperatur nur auf 34 Grad. Mein Schwiegervater, der einmal zu Besuch kam, sass mir im Speisesaal gegenüber und begann plötzlich zu lachen.

„Ja“, erklärte er. „ich frage mich, ob du je deine Suppe fertig essen wirst. Mit jedem Löffel, den du isst, fallen neue Schweißstropfen von deiner Stirne in die Suppe.“

Einmal war Chamsin, der heisse Südwind, vergleichbar mit dem Föhn hier, und die Temperatur stieg auf 49 Grad. Gleichzeitig gab es kein Wasser und keinen Strom, unser elektrischer Kühlschrank – übrigens der einzige im Kibbuz – funktionierte nicht, die kleine Eisfabrik im Kibbuz war stillgelegt, die Ventilatoren arbeiteten nicht. Ich legte mich im Zimmer auf den Boden und wartete auf den Tod. Ich starb nicht und niemand im Kibbuz. Die Kinder hatte man zur Kühlung in die kleinen Bassins, die dafür im Schatten angelegt waren gebracht, eine Erfindung von Prof. Nassau, der Kinderarzt des Jordantals. Es wurde mir klar, das hier war keine zionistische Versammlung mit enthusiastischen Reden, Gesang und Horatanzen, sondern eine ganz unromantische harte Wirklichkeit. Ich war häufig krank, u.a. Scharlach, aber das Schlimmste war, dass unsere 2-jährige Tochter dauernd krank war und zum Erbarmen schlecht aussah.

Eines Tages sass ich so deprimiert an der Busstation in Afula und wartete auf den Bus nach Maos Chaim. Da trat einer der beiden Taxifahrer zu mir und fragte, warum ich so traurig sei. Ich schüttete ihm mein Herz aus. Da lud er mich in ein Café nebenan zu einem Eiskaffee ein. Ich habe in meinem Leben nie etwas Scheusslicheres genossen als diesen Eiskaffee. Es waren pure Eisstücke mit einem bitteren, bräunlichen Pulver und Zucker bestreut. Aber diesen Mann, der mich so wunderbar tröstete und mir Mut zusprach, den habe ich nie vergessen. Er sagte:“ Es ist schwer hier, richtig. Alle müssen wir hier durch. Du bist jung und stark. Du hilfst dieses Land aufbauen. Es ist dein Land, niemand kann dich von hier verjagen.“ Viele Jahre später traf ich den Mann wieder – auf der Hochzeit eines Kollegen, Prof. Saubermann, dessen Onkel er war. Seinen Namen Saubermann hatte er in Sakkai geändert.

12. Der Sinaikrieg

Nach einem Jahr Kibbuz wurden wir nach Afula zur Spezialausbildung versetzt, mein Mann als Röntgenologe, ich als Augenärztin. Mein Chef war Dr. Sachs, aus Kairo. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Augenarzt, sondern sprach auch mehrere Sprachen perfekt, darunter auch arabisch. Von ihm lernte ich ein paar Worte, um mich mit arabischen Patienten zu verständigen. Schufi el fok, schufi el tächt - schaue nach oben, schaue nach unten... talate marat fl jom katra,, drei mal täglich Tropfen ... mäschläsem amalia .. Operation nicht nötig... achsan ktir... es geht viel besser... Das erste, was ich bei Dr. Sachs lernte, war die Behandlung von Trachom, die so genannte Ägyptische Augenkrankheit, die wenn sie nicht behandelt wird zu Blindheit führen kann. Zweimal wöchentlich führen wir zu einem Lager, wo wir Kinder von Neueinwanderern mit Trachom, die unter Quarantäne gehalten wurden behandelten.

Nach einem Jahr in einem Zimmer mit geschlossener Terrasse, auf welcher unsere Tami schlief, durften wir in ein finnisches Blockhäuschen umziehen.

Man stelle sich unser Glück vor: Drei Zimmer, eine eigene Küche, ein eigenes Badezimmer und Toilette. Die alten Eisenbetten mit der durchhängenden Matratze – man kam unten an, wenn man darauf lag, störte uns nicht weiter. Das Häuschen lag am Rand des Spitalareals etwa 10 m vom Zaun entfernt, der es gegen ein Feld abgrenzte. Dort lagerten Beduinen mit ihren Zelten und Schafen. Das romantische Bild erinnerte mich an den Choral von Bach mit den weidenden Schafen.

Meine Eltern kamen ins Land, unser zweites Kind, Sohn Gabriel, wurde geboren und ich war recht glücklich. Doch dann brach der Sinaikrieg aus. Es ging vor allem um den Suezkanal. Dieser verbindet das Mittelmeer mit dem Roten Meer und dieses führt weiter in den Indischen Ozean, wodurch eine Handelsstrasse in den Fernen Osten auf dem Seeweg besteht. Der Suezkanal war von den Franzosen erbaut und bis dahin von den Briten kontrolliert gewesen.. Nachdem aber Ägypten 1956 die britischen Überwacher des Kanals verjagt hatte, um selber die Kontrolle zu übernehmen und den Kanal zu verstaatlichen, beschlossen Grossbritannien und Frankreich zusammen mit Israel einen Krieg gegen Ägypten zu führen. Israel hatte die dauernden Terroranschläge und bewaffneten Überfälle von Ägypten aus und dazu die Absperrung des Suezkanals satt. Zudem rüstete Ägypten unter Nasser mit Hilfe des Ostblocks, welches ihm Waffen lieferte, eine Armee zur Eroberung von Israel auf. Der Krieg endete mit der Zurückeroberung des Suezkanals, der Eroberung des Sinais und des Gazatreifens durch Israel. Aber auf Geheiss der Amerikaner unter Eisenhower und der UNO musste alles eroberte Gebiet zurückgegeben werden. Der Suezkanal blieb bei Ägypten, Ägypten hatte somit gesiegt.

General Abraham Joffe, der Bruder von Raffi Joffe, den wir aus dem Kibbuz Maos Chaim kannten, befehligte das Militär. Mein Mann diente als Stabsarzt. Wie glücklich war ich, als er unversehrt zurückkam.

13. Der Sozialstaat, die Gewerkschaft

Das junge Israel war ein Sozialstaat par Excellence. Das Gesundheitswesen, grosse Teile der Wirtschaft, der Ernährungssektor, das Bauwesen, der Autobusverkehr unterstanden der Gewerkschaft. Auch wir waren von der Gewerkschaft durch sogenannte Schlichim, wörtlich übersetzt Gesandte, in der Schweiz angeworben worden.

Das war ein Ehepaar gewesen, die Frau Schwester des Schriftstellers Leon Feuchtwanger. Sie hatten meinen Mann überredet, sofort nach Abschluss der Studien nach Israel zurückzukehren und ich mit ihm, um als Kibbuzärzte zu arbeiten. Dies sei unsere Pflicht Eine Spezialausbildung würden wir später in Israel erhalten. Nicht umsonst wurde das Gewerkschaftsgebäude in Tel Aviv „Kreml“ genannt. Man wurde nicht mit Herr oder Frau angesprochen, sondern mit Chawer und Chawera, übersetzt etwa mit Freund und Freundin, oder Genosse und Genossin. Damit kam ich nicht gut zurecht und regte mich auf, wenn mich jemand unhöflich oder sogar frech behandelte und mich dabei noch

mit Chawera anredete. „ Ich bin nicht deine Chawera, deine Freundin“, sagte ich einmal wütend einem frechen Burschen. Darauf er: „ Dann nenne ich dich „ Doda“... , Tante. Akademiker galten nicht viel, es gab genug davon. Ein damals aktueller Witz: Jemand geht an einer Baustelle vorüber. Er ruft auf deutsch: „Guten Morgen, Herr Doktor!“. Darauf drehen sich alle Bauarbeiter um und grüssen zurück. Geachtet war, wer eine produktive Arbeit tat, ein Handwerk ausübte, in der Landwirtschaft arbeitete. Ärzte, Professoren, Juristen aus Deutschland lernten daher ein Handwerk, wurden Metallarbeiter, Elektriker, Schreiner. Ein Freund meiner Schwiegereltern aus Berlin, der Jurist Dr.Lefaiivre wurde Schreiner, ich besitze noch jetzt ein wunderschönes Buffet aus seiner Hand.

Der junge Staat brauchte viel Geld, für die Verteidigung, für den Aufbau einer Wirtschaft, Einrichtung der Alters – und Invalidenversicherung, für die Einordnung der Neueinwanderer und nicht zuletzt, um das Ideal einer sozialen Gerechtigkeit zu realisieren. Sehr viele Menschen profitierten davon, nicht zuletzt aus der arabischen Bevölkerung. Ich denke dabei an eigene Patienten, die in den Genuss einer ärztlichen Versorgung wie alle andern Bürger gelangten, an Invaliden – und Altersrenten. Obwohl das eigentlich selbstverständlich war, zeigten sie sich gerade aus diesen Kreisen dankbar, dankbar auch darüber, dass sie gleich behandelt wurden, kein Unterschied zwischen Juden und Arabern gemacht wurde. Sie dankten mir mit Geschenken, geflochtenen Körben, Zuckerbäckereien, einer brachte mir jedes Mal eine Taube mit, ein alter Mann eine von den zwei Gänsen, die er aufgezogen hatte.

Nicht für alle war das System ein Segen. Schlecht weg kamen dabei Einwanderer mit ein wenig Vermögen, die sich davon eine Existenz zu schaffen versuchten. Eröffnete jemand ein Geschäft, wurde er mit unverhältnismässig hohen Steuern belastet. War einer gezwungen, das Geschäft aufzugeben, musste er seinen Angestellten grosse Entschädigungssummen bezahlen, so dass ihm nichts mehr als Schulden blieb. Einen Angestellten entlassen, war kaum möglich. Ein Bekannter, der von Marokko eingewandert war, baute sich ein Mehrfamilienhaus auf, wobei er eigenhändig mithalf. Ein paar Jahre konnte er ganz ordentlich von den Mieten leben. Dann aber kam es zur Geldentwertung, die Mietzinse durften aber nicht erhöht werden. Hatte er z.B. 15 Schekel pro 3-Zimmer –Wohnung Miete erhalten, blieb es bei den 15 Schekel, auch wenn diese inzwischen vielleicht nur noch 1 Hundertstel wert waren Zur Not konnte er damit gerade noch ein Mittagessen bezahlen. Als er starb, besass die Witwe zwar noch das Haus, aber zum Leben war sie auf Sozialhilfe angewiesen. (Die 15 Schekel habe ich als Beispiel fingiert. Die Währung waren damals Pfunde, zuerst englische ,dann israelische)

Sowohl durch meine Erziehung als auch aus eigener Überzeugung war das Streben nach sozialer Gerechtigkeit mein Ideal von Jugend auf. Dadurch gefiel mir das ganze nicht schlecht und ich fand es nicht einmal so schlimm, dass wir z.B. als Kibbuzärzte unter schlechtesten Bedingungen sehr schwer arbeiteten und einen Lohn , weniger als ein Autobuschauffeur, dafür erhielten. Ich machte

auch nicht mit, als die Ärzte streikten, um mehr Lohn zu erhalten. Allerdings kam mir komisch vor, dass man als Arbeiter gegen die eigene Gewerkschaft streikt, weil diese der Arbeitgeber war. Mit der Zeit kamen mir doch Zweifel an der Art der sozialen Gerechtigkeit, wie sie hier zu verwirklichen versucht wurde. Was ist überhaupt soziale Gerechtigkeit, fragte ich mich. Kann man sie wie einen Kuchen teilen und jedem das gleich grosse Stück abschneiden? Die Regierung nimmt von dem, der mehr hat und gibt demjenigen, der weniger hat. Sozial gerecht kann es doch nur dann sein, wenn der, der mehr hat, freiwillig abgibt, und der, der erhält, mit Anstand nimmt. Da kam z.B. ein Nachbar, Elektriker bei einer Firma, und bittet mich um ein Arbeitsunfähigkeitszeugnis, „weil er den Monat Krankheitsurlaub noch nicht ausgenützt habe.“ Mit dem selben Anliegen ein Lehrer aus Nazareth, „weil er seine Verwandten besuchen möchte“. Oder: Eine Kollegin, Ärztin am Spital, und ich verspäten uns etwas wegen eines Notfalls, als wir am Abend in die Krippe des Spitals kommen, um unsere Kinder abzuholen. Die Kinder, 3-4-jährig tollen allein gelassen mit den Messern herum, die sie aus der Besteckschublade geräumt haben. Die Kindergärtnerin am nächsten Tag zur Rede gestellt: „Ich hatte Feierabend, ich bin einfach pünktlich gegangen, wie es mir zusteht. Mir ist es egal, wenn ihr euch über mich beklagen wollt. Ich bin ja fest angestellt.“

Was mich am meisten erstaunte, war die Selbstverständlichkeit, mit welcher diese Zeugnisse verlangt wurden, im Ton: das ist doch Gesetz, also gebührt es mir.“ War vielleicht ich nicht normal, dass ich Hemmungen hatte, solche Gefälligkeitszeugnisse auszustellen?

14. Kunst und Kultur

Kunst und Kultur waren gross geschrieben, aber nicht erst im jungen Israel. Die grössten Musiker traten auf, lange bevor es einen Staat Israel gab. Toscanini hatte das philharmonische Orchester im Kino Edison in Jerusalem und in einem Kino in Haifa dirigiert. Weltberühmte Geiger wie Bronislaw Hubermann, Jascha Haifetz waren aufgetreten, wahrscheinlich ohne Gage. Der junge Staat tat alles, um Kunst und Kultur weiter zu fördern, aber war dabei wohl auf den Idealismus der Künstler angewiesen. Woher hätte er das Geld hernehmen sollen, um diese Weltberühmtheiten zu bezahlen? Die Musiker des bestehenden philharmonischen Orchesters waren sehr schlecht bezahlt. Mein erstes Kunsterlebnis hatte ich im ersten Jahr. Es war eine Theateraufführung im alten Amphitheater von Beth Shaan, die ich nie vergessen werde. Beth Shaan, das mir damals vorkam wie die Kulisse zu einem Western Film, hat ein antikes Amphitheater. Ich glaube das Stück hiess „Der gute Mensch von Sezuan“ von Brecht. Jedenfalls spielte es in China. Es war im Frühsommer, der Abend warm, am blauschwarzen Himmel der riesige Vollmond über der Bühne, wie man ihn oft in Israel sieht, als Teil der Kulisse. Die Schauspieler in chinesischen Kostümen, die Hauptdarstellerin, die berühmte Orna Porath, damals noch jung. Orna Porath ehemals Deutsche, sie hatte sogar,

wie sie erzählte, der Hitlerjugend angehört, hatte nach dem Krieg einen Juden geheiratet und ist mit ihm nach Israel eingewandert. Sie spielt heute noch im Land.

15. Dein Sohn hat Grübchen

Vom ersten Moment an hatte ich das Gefühl, alle, die wir im Land leben, gehören einer einzigen grossen Familie an. Als wir nach einigen Jahren nach Petach Tiqua ans Beilinsonspital versetzt wurden, dem grössten Spital damals, empfand ich das besonders stark. Mein Mann arbeitete im Röntgen, ich selber an der neu eröffneten Augenabteilung. Neben den Instituten und Laboratorien besass es ca ein Dutzend Spezialkliniken, und ich hatte als Konsultantin Kontakt mit den Ärzten aller Abteilungen, aber auch mit allen andern Angestellten, Schwestern, Pflegern, Chauffeuren. Als ich nach der Geburt unseres zweiten Sohnes, Schamai, aus dem Gebärsaal gefahren wurde, warteten bereits eine ganze Reihe Schwestern draussen, um mich zu beglückwünschen. Eine rief begeistert: „Weißt Du was? Dein Sohn hat Grübchen! ich hab's gesehen.“ Bei der Beschneidung war der Direktor des Beilinsonspitals sein Gevatter.

Der Sohn mit den Grübchen war ein Lichtblick und Trost in einer sehr schweren Zeit. Mein Vater, sehr schwer krank, starb 6 Wochen nach seiner Geburt. Er war nur 64 Jahre alt. An seiner Beerdigung konnte ich nicht dabei sein. Wegen einer nachträglichen Geburtskomplikation musste ich als Notfall ins Spital eintreten. Unser Trost war, dass mein Vater doch einige Jahre im Heiligen Land hatte leben dürfen, wie er es sich immer gewünscht hatte, und noch das dritte Enkelkind, den Jungen mit den Grübchen, im Arm halten konnte..

16. Jerusalem

Als der Sohn mit den Grübchen drei Jahre alt war, zogen wir nach Jerusalem. Mein Mann trat eine Stelle als Chefarzt im Röntgen des Bikur Cholim Spitals an, selber arbeitete ich je halbtags am Hadassa Spital und dem Ambulatorium der Allgemeinen Krankenkasse, wie die Gewerkschaftskrankenkasse hiess.. Als ich das erste Mal einige Jahre vorher in Jerusalem gewesen war, kam es mir mit seinen Steinhäusern wie ein grosser Friedhof vor. Jetzt fand ich es viel schöner und vor allem sauberer, und was mich am meisten freute, war das bedeutend kühlere und trockenere Klima. Den besonderen Charakter von Jerusalem nahm ich wahr, als ich an Freitagabenden spazieren ging. In Haifa und Tel Aviv sah man die Menschen im Sommer auf dem Balkon sitzen und Karten spielen, in Jerusalem erblickte man durch die offenen Fenster meistens brennende Sabbathkerzen in silbernen Leuchtern und eine Bücherwand.

Im Ambulatorium der Krankenkasse wurde mir so richtig bewusst, welcher Schmelztiegel von Menschen verschiedener Abstammung, Sprachen und Mentalitäten eigentlich Israel war. An einem Morgen behandelte ich einmal zwanzig Patienten, die aus verschiedenen Ländern stammten. Die Mentalitätsunterschiede waren eklatant, schon allein, wie die Patienten ihre

Beschwerden schilderten Ich erinnere mich. an einen alten Jemeniten, der mir, als ich ihn fragte, was ihm fehle, zur Antwort gab:“ Das musst du doch wissen, du bist die Ärztin.“. Ob er Schmerzen habe? Nein, Gott sei Dank nicht. Ob er schlecht sehe? Nein, Gott sei Dank nicht. Ich beginne ihn schliesslich zu untersuchen und stelle fest, dass er an Nachtblindheit leiden muss. Ich frage ihn: „ Siehst du schlecht in der Nacht?“ -“ In der Nacht schlafe ich.“- Ich werde ungeduldig. „ Warum kommst du denn überhaupt zur Untersuchung?“ Da wird er zornig: „ Ich bin doch Mitglied der Krankenkasse, oder vielleicht nicht?“ Ein Frau aus Polen, sie redet jidisch. „Ach, Herr Doktorin. Ich bin so unglücklich. Habt Erbarmen mit einer armen, alten, kranken Witwe!“ - „Was fehlt Ihnen? Haben Sie Schmerzen?“ - „Nein, Gott sei gelobt, Schmerzen habe ich keine!“- „Sehen Sie schlecht?“ - „Nein, Gott der Ewige sei gelobt. Ich sehe ganz gut.“ „ Was führt Sie dann zu mir?“ - “ Seht Herr Doktorin , ich bin eine arme, alte Witwe! Ich will nur eine wenig getröstet werden“!

17. Der 6-Tage –Krieg

Drei Jahre nach unserem Umzug nach Jerusalem brach der 6-Tage-Krieg aus. Inzwischen war Israel 19 Jahre alt geworden, also schon erwachsen, und so müsste ich meinen Bericht über das Leben im jungen Israel beenden. Das will ich tun, doch muss ich doch noch Einiges hinzufügen über dieses Ereignis, das sich wie eine Zäsur im Verlauf der Geschichte Israels ausnimmt: Der 6-Tage-Krieg. Mit diesem Krieg nahm die Geschichte Israels eine neue Richtung an.. Worüber ich berichten will ist, wie ich den Krieg erlebte und ein paar Highlights rund um den Krieg,

Am 2.Juni, um 10 Uhr morgens, am Tag des Kriegsausbruchs, trat der Chef der Augenabteilung in der Hadassa mit den Worten zu mir: „Es ist Krieg. Fahren Sie hinunter zu Ihren Kindern. Dort ist jetzt Ihre Aufgabe.“ Mit dem letzten, noch verkehrenden Autobus fuhr ich also nach Hause. Aus dem Radio wurde die Bevölkerung aufgefordert, Sandsäcke zu füllen und um die Häuser zu lagern, die Fenster mit Papierstreifen zu bekleben und einen Raum ohne Aussenwände im Innern des Hauses für den Aufenthalt der Familie bereitzustellen. Unser Nachbar, Herr Ganan, übrigens damals der bekannteste Fotograf im Land, er hat alle Prominenten fotografiert, besorgte das Fensterscheibenbekleben. Einen geschützten Innenraum, ein kleiner Korridor, fanden wir in seiner Parterre-Wohnung unter unserer. Unsere Tochter war, von der Schule aus geschickt, in den Kindergarten geeilt, um ihren kleinen Bruder, abzuholen. Inzwischen hatten die Jordanier zu schießen begonnen Meine Mutter und ich füllten Sandsäcke bis die Geschosse, die neben uns einschlugen, so dicht aufeinander folgten, dass wir uns in Lebensgefahr befanden. Wir flüchteten in den kleinen Korridor bei Herrn Ganan. Die Strassen waren inzwischen menschenleer geworden und unser 12 –jähriger Sohn war noch nicht nach Hause gekommen. Die Sorge um ihn brachte mich fast um. Um 2 Uhr brachten ihn endlich zwei Männer der Heimwehr nach Hause. Sie hatten ihn auf dem Schulhof aufgegriffen, wo er mit

Kameraden Fussball gespielt hatte. Im Radio wurde ununterbrochen israelische Musik gespielt, Militärmärsche und u.a. das Lied vom kupfernen und goldenen Licht von Jerusalem, das kurz vorher bei der Eurovision den ersten Platz errungen hatte. Vom Krieg kam kein einziger Bericht, nicht die kleinste Nachricht. Ununterbrochen folgten die Schüsse von Osten aus der Altstadt. Zum Glück funktionierte das Telefon und so bekam ich selber regelmässig Bericht durch meinen Mann im Spital. Sie lauteten: die ersten Verwundeten sind eingetroffen...es sind schon über zwanzig... es sind schon fünfzig...wie haben die Klagemauer eingenommen...Das ist die Westmauer vom Tempel, der im Jahre 70 der Zeitrechnung von den Römern zerstört worden war. Ich schrie: "Klagemauer! das sind doch nur Steine! Ich brauche keine Klagemauer! Sie ist das Leben eines einzigen Soldaten nicht wert!"

Nach zwei oder drei Tagen, ich erinnere mich nicht mehr genau, hörten wir, dass das israelische Militär unter Ezer Weizmann die ägyptische Flugwaffe vollkommen zerstört hatte. Ein Offizier, zufällig Bruder einer Krankenschwester, mit der ich zusammen arbeitete, hatte ein Telefongespräch zwischen Nasser und Hussein von Jordanien abgehört. Darin hatte Nasser mit Hussein vereinbart, die Bombardierung von Tel Aviv im Radio melden zu lassen, obschon er kein einziges Flugzeug mehr hatte. Am sechsten Tag durften wir aus dem Haus bzw. in unsere Wohnung gehen. Wir fanden nur unseren Balkon von einem Geschoss beschädigt. Wäre ich hingegen in dem kleinen Behandlungsraum geblieben, wo ich als Augenärztin arbeitete, wäre ich nicht am Leben geblieben. Ein Geschoss, das die Fensterscheibe durchgeschlagen hatte, hätte meinen Kopf durchbohrt.

Und die Highlights:

Vor Kriegsausbruch wurde die Rede von Levi Eschkol, damals Ministerpräsident, übertragen, er stotterte dabei. Aber als Highlight empfand ich die Worte von Menachem Begin, dem Präsident der Cheruthpartei, ich glaube der Chef der Opposition, erbitterter Gegner der regierenden Arbeiterpartei. Sie lauteten etwa so: "Differenzen der verschiedenen Parteien sind jetzt ganz unwichtig. Wichtig ist nur, dass wir jetzt zusammenhalten."

Ein anderes Highlight: Dass Israel siegreich aus dem Krieg hervorgehen wird, hatte kaum jemand erwartet. Im Gegenteil die Regierung rechnete mit vielen Toten. So wurde angeordnet, viele Gräber bereitzustellen. Ein Augenzeuge berichtete: „Ich kam an einem grossen Feld vorbei, das sah vollkommen schwarz aus. Beim Näherkommen sah ich, dass es die schwarzen Kaftane von Thorastudierenden waren. Die, die sonst keinen Militärdienst leisteten, beteiligten sich auf diese Art am Krieg, indem sie Gräber aushoben.“

Ein anderes Highlight: Die zurzeit des Krieges anwesenden Musiker, Dirigenten und Solisten verliessen bei Ausbruch des Krieges das Land nicht. Im Gegenteil. von Europa und Amerika kamen die bekanntesten Künstler und verbrachten die Zeit des Krieges im Land. Einer von ihnen war Isaak Stern, der ein Konzert gab, als noch kein Soldat entlassen worden war. Er war mit der ganzen Familie gekommen. In den Pausen stieg er vom Musikerpodium hinunter und mischte

sich unter das Publikum. Es war als ob alle die 4000 Menschen im Binjanei Hauma, dem grossen Konzertsaal von Jerusalem, zu einer einzigen Familie gehörten.

18. Euphorie der Freiheit

Diese Glückseligkeit, man befand sich fast in einer religiöse Ekstase, diese Dankbarkeit über den glücklichen Ausgang des Krieges, den niemand erwartet hatte und der als ein Wunder angesehen wurde, vereinte das ganze Land, nicht nur Juden, auch Drusen, die als Soldaten den Krieg mitgemacht hatten und stolz waren über ihre Leistungen, auch Araber aus Ostjerusalem, besonders christliche. Diese freuten sich besonders über die Öffnung der Altstadt von Jerusalem, so konnten sie ihren früheren jüdischen Nachbarn vor 1948 wieder begegnen. Man lud sich gegenseitig ein, es wurden Freundschaften geschlossen. Unsere neuen arabischen Freunde – ihre Kinder hatten jüdische Namen - mussten wir allerdings aus der Jerusalemer Altstadt mit unserem Auto mit israelischem Nummernschild abholen und zurückbringen, denn sie fürchteten Racheakte eigener Leute, dass sie sich zu jüdischen Freunden in Israel begeben. Es war der moralische Höhepunkt des Landes, ein Höhepunkt, den es seit der Staatsgründung nicht gegeben hatte. Die Menschen überboten sich an Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft auch gegenüber Fremden auf der Strasse. Man befand sich wie in einem Glückstaumel.

Die Holzwand, die mitten in der Stadt am Ende der Prinzess Mary – Strasse Jerusalem zweigeteilt hatte, wurde entfernt. Jerusalem war plötzlich offen, Keine Wand mehr, hinter welcher sich Feindschaft und Gefahr befand. Die Kirchenglocken aus der Altstadt und das Gebet des Muezins um 4Uhr morgens empfand ich als etwas Freundliches und Beruhigendes. Was der Muezin dabei verkündete, wusste ich allerdings nicht.

Die Euphorie nahm aber dann nach einigen Wochen ab, als die ersten Bombenanschläge begannen. Bomben auf dem Markt mit 12 Toten und vielen Verletzten, darunter auch Araber, ein Vater und sein Sohn, den ich im Spital behandelte, Bomben im Supermarkt, in Abfallkübeln vor dem Bikur Cholim – Spital, eine Bombe in der Cafeteria der Universität. Dann kam es zur Frage der Rückgabe der eroberten Gebiete, die mit Nachdruck vor allem von Frankreich, De Gaulle , gefordert wurde. Auf der einen Seite erfreute sich die Zivilbevölkerung – ich empfand es ebenso - am nie gekannten Gefühl der Sicherheit, waren doch die engen Grenzen weiter gerückt, der Feind war nicht mehr so hautnah. Man freute sich an der neuen Freiheit, man konnte in die arabischen Gebiete fahren, die jüdischen historischen Stätten besuchen. Juden suchten die Orte in der Jerusalemer Altstadt auf, wo sie vor 1948 gewohnt hatten, die Universität und das Hadassa Spital auf dem Skopusberg wurden in Betrieb genommen. Das alles wieder aufgeben?

Und dann wäre Israel wieder in derselben Situation wie vor dem Krieg, ein winziges Land, an einer Stelle gerade 17km breit, zwischen dem Mittelmeer und feindlichen Nachbarn, die es zerstören wollten. Andererseits, so verstand ich es

damals und schrieb in diesem Sinn einen Leserbrief an die Weltwoche: Die eroberten Gebiete konnten als Pfand angesehen werden bei Friedensverhandlungen. An einen Palästinenserstaat dachte niemand. Im Gegenteil. Gleich nach dem Krieg beeilte sich Israel für die besetzten Gebiete, - in Ostjerusalem unter Teddy Kollegs Vizebürgermeister von Jerusalem, Meron Benvenisti -, eine Infrastruktur wie in Israel aufzubauen, den Arabern normal bezahlte Arbeit zu geben, so dass man annahm, dass sie die viel besseren sozialen Bedingungen erkennen und zu loyalen israelischen Bürgern wie die israelischen Araber würden. Was damals wenige erkannten, war der aufgekeimte palästinensische Nationalismus, dessen Wortführer Arafat war.

Inzwischen war Israel 20 Jahre alt geworden, immer noch jung, aber doch schon erwachsen. Weiter kämpfte es um seine Existenz, aber von einer andern Warte aus. Eines war mir klar: Ohne Idealismus hätte Israel nicht aufgebaut werden können. Und ohne Einigkeit, wie sie Begin damals zu Beginn des 6-Tage-Kriegs gefordert hatte, hätte es die Kriege nicht gewonnen.

Manchmal erinnere ich an mein erstes Geschenk nach meiner Ankunft in Israel : an die Bonbondose aus Blech, auf welcher rundum ein bunter Reigen aufgemalt war, wo Juden der verschiedensten Herkunft sich an den Händen halten und zusammen tanzen:

Ich wünschte mir, dass sich heute die verschiedenen Parteien ebenso an den Händen halten und gemeinsam rundum um das Wohl von Israel einen harmonischen Reigen bilden würden.